Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Welt der Arbeit" einschl. Bringerlohn 80 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6682) pro Vierteljahr M. 2,25. Unser Bezugspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4,50, für das übrige Ausland 7 Mk. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Einrückung ohne Wahl unentgeltlich. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 202. | Dresden, Dienstag den 2. September 1902. | 13. Jahrg.

Die Polen und ihre Nationalität.

Die Kaisermanöver in der Provinz Posen werden direkt in den Dienst der borussischen Polenpolitik gestellt, die auf nichts anderes als darauf hinausläuft, die in den preußischen Landesteilen wohnenden Polen ihrer Sprache und Nationalität zu berauben. Welche Mittel die preußische Bureaukratie dazu anzuwenden beliebt, nachdem die vorübergehend gepflegte Zuckerbrotspolitik gescheitert ist, das lehren die Skandalaffären von Brescheu bis Löhning, die Verwaltungsmaßregeln von den Maigesetzen bis zum zweiten Polenfonds. Ein schlechtes Ziel konnte freilich auch durch andere Mittel nicht besser gemacht werden!

Die Sozialdemokratie als die Hüterin der Menschenrechte, die Vorkämpferin gegen alle Unterdrückung und Vergewaltigung, bekämpft die gewaltsame Borussifizierungspolitik im deutschen Osten mit aller Entschiedenheit. Die thörichte und zynische Politik alldeutscher Narren, die über Rußlands Auftreten in den Ostseeprovinzen lamentieren, dabei aber die Polen bei uns am liebsten mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten, findet bei uns entschlossene Gegnerschaft. Unsere seit in unserer ganzen Weltanschauung begründete Internationalität läßt uns das Lebensrecht jeder Nationalität anerkennen und heilig halten.

Nun sind indessen die Beziehungen der deutschen Sozialdemokraten zu denen polnischer Zunge nicht immer ungetrübt geblieben. Ein Teil der polnischen Genossen stellt mit bewußter Einseitigkeit die nationalen Fragen in den Vordergrund seiner Agitation und politischen Betätigung und stieß dabei auf den natürlichen Widerstand derer, die in dem Kampf für die Befreiung des Proletariats — gleichgültig welcher Sprache und Rasse — aus den Fesseln der kapitalistischen Lohnknechtschaft die dringendste Aufgabe erblicken. Es ist ein unerfreuliches Ergebnis dieser Verschiedenheit der prinzipiellen Anschauungen, daß die polnischen Genossen in Oberschlesien durch unsolidarisches Verhalten ein Zusammenwirken der Deutschen mit ihnen sehr erschwert haben. Aber das ist nur von untergeordneter Bedeutung, während die andere Frage, die in letzter Linie auf eine Untersuchung der Stellung des Sozialismus zum Begriff der Nationalität hinausläuft, sehr wichtig ist. Mit ihr beschäftigt sich im letzten Hefte der Sozialistischen Monatshefte der bedeutendste Vertreter des polnischen Proletariats, der österreichische Reichsratsabgeordnete Genosse Ignaz Daszynski, und es dürfte angebracht sein, die Hauptpunkte seiner Darlegungen auch weiteren Leserkreisen als denen jener Zeitschrift zu unterbreiten, da die Frage selbst zweifellos noch oft zum Gegenstand von Debatten in unseren Reihen gemacht werden wird.

Daszynski weist zunächst darauf hin, daß das Proletariat mit sehr gesundem Instinkt die bekanntesten nationalen Schlagworte zurückweist, weil sie sich schon oft als Klassenparolen, als Verdunkelungsmittel bei der Volksunterdrückung erwiesen haben. Dann fährt er fort: „Die Frage der Nationalität tritt uns vor allem entgegen als die der Form. Nation, Nationalität sind Unterscheidungen, die zugleich für viele Erscheinungen des menschlichen Geistes die Grenzen ihrer Wirksamkeit bedeuten. Gewisse Empfindungen, Begriffe, Verständnisse können nur in den nationalen Grenzen mitempfunden und mitverstanden werden. Das politische, ethische, ökonomische Leben des Individuums findet in nationalen Grenzen seine gewöhnlichen Beschränkungen, mögen auch einzelne bis an der Menschheit Grenzen in ihren Bestrebungen gehen. Die Nation bildet, dem Drucke der Luftatmosphäre ähnlich, den moralischen, immer wirkenden, mächtigen Druck, ohne den das Individuum entartet und moralisch hinsiecht. Die Nationalität ist eine historische Kategorie. Die alten Kategorien der Familie, des Stammes, der Rasse verschmelzen hier zu einer höheren Gemeinschaft, welche im Feuer der gemeinsamen Geschichte, der Drangsale und Gefahren, die alle Mitglieder zugleich bedrohten, erstarkt und wächst. Das körperlich Gemeinsame wird hier zu einer geistigen Einheit. Die Synthese der Millionen von Gemütern und Seelen ringt im Laufe der Geschichte nach einem immer präzisieren Ausdruck. Ein Volk muß früher oder später das Joch der fremden Herrschaft abschütteln, oder es wird niemals vollkommen werden. Das geeinigte Italien, Deutschland, Serbien usw. sind zwar kein Paradies für die betreffenden Völker, sie sind auch nur zum Teil das, was man nationale Staaten nennt, aber die Vereinigung der früheren Bruchstücke war geschichtlich eine harte Notwendigkeit und mußte durchgeführt werden, als die Vorbedingung weiterer Entwickelung.

Soll nun die Phase des nationalen Staates nur für gewisse Nationalitäten notwendig und vernünftig sein? Sollen die einen frei über sich selbst bestimmen können, während die anderen dem fremden Willen botmäßig bleiben müssen? Soll die geschichtliche Notwendigkeit, sollen die Entwickelungsgesetze für die einen bindend, für die anderen nichtig sein? Vor der Geschichte giebt es keine Kulturvölker, denen das wichtigste Stadium der Entwickelung im vorhinein durch irgend ein Fatum für die ganze Zukunft genommen sein sollte. Nur in der kapitalistischen Gesellschaft, wo mancher wohl den Proletarier nur als Zugabe zur Maschine und als Gegenstand der Ausbeutung, nicht aber als denkendes und empfindendes Wesen betrachtet, wo der Staat die gesamte männliche Jugend auf den Höfen der Kasernen zum absoluten Gehorsam jahrelang erzieht, nur unter dem Regime der „nationalen" Bourgeoisie ist möglich, daß man einem Volke seine Sprache raubt, ihm eine fremde aufnötigt, und das alles im Namen der Kultur, die man dadurch vergewaltigt und verleugnet. . . .

Wir sehen gar nicht ein, warum das Proletariat neben dem Kampfe um die Befreiung von der sittlichen, religiösen, politischen und sozialen Knechtschaft den um die nationale Befreiung gleichgültig beiseite lassen sollte? Warum soll denn dieser Kampf etwas sein, was eines Sozialdemokraten nicht würdig wäre? Ein Einwurf, dem ein national empfindender Sozialdemokrat gewöhnlich begegnet, ist der, daß das Wesen der Sozialdemokratie der Klassenkampf ist, der durch die nationalen Momente nur geschwächt werden kann. Wenn wir nun den Fetischcharakter des Wortes beiseite lassen und uns fragen, zu welchen Zielen denn eigentlich der Klassenkampf führen soll, so sehen wir, daß dieses Ziel nichts anderes ist als die Beseitigung der Klassen und die Erringung der wirklichen Gleichheit unter den Volksgenossen. Wir arbeiten durch den Klassenkampf auch für die Nation. Der Klassenkampf macht ja in letzter Linie sich selbst überflüssig. Nicht nur in dem Sinne, daß er später einmal die Klassenherrschaft aufheben wird, sondern in jedem einzelnen Schritte, indem das Proletariat durch den Kampf einzelne Eroberungen macht, die mit der Zeit gar nicht mehr strittig gemacht werden können und in nationale Gewohnheiten verwandelt werden. Wenn man manche deutschen Genossen denken, daß in der polnischen Sozialdemokratie der Klassenkampf keine Rolle spielt, so kennen sie einfach die thatsächlichen Verhältnisse nicht. Der Kampf des polnischen Proletariats gegen seine Ausbeuter ist einer der härtesten und erbittertsten in Europa, was gar nicht hindert, daß polnische Genossen die Unabhängigkeit Polens als eine politische und soziale Notwendigkeit betonen.

Um nun zum Schlusse zu kommen, wollen wir trotz aller Ungeschicklichkeiten und Fehler, die auf beiden Seiten gemacht worden sind, durchaus nicht die Hoffnung verlieren, daß unter den deutschen Genossen die Verständigung mit den polnischen wachsen wird, daß die national geteilten Parteien dieselbe soziale Arbeit verrichten werden, und daß das Verhältnis beider zu einander nur auf der Grundlage: Gleiche unter Gleichen! sich aufbauen wird."

Soweit Daszynski, dessen Worte auch von denen gehört zu werden verdienen, die ihnen nicht in jeder Beziehung beipflichten zu können glauben.

Politische Uebersicht.

Posen.

Schon vor Monaten wußten die hakatistischen, d. h. die polenfresserischen Blätter davon zu erzählen, daß der preußische König bei Gelegenheit der großen Manöver in die Stadt Posen wie in eine eroberte Stadt einziehen werde. Den Polen, die immer noch nicht gelernt haben, ihr Heil in der Verleugnung ihrer Nationalität und der Anbetung der preußischen Gewaltpolitik zu finden, soll durch Aufbietung ungeheurer Militär- und Polizeimassen klar gemacht werden, daß sie nichts gegen den Bestand dieser Macht ausrichten können. Der erste Teil dieses Programms wird vorschriftsmäßig erledigt; es fragt sich nur, ob die Polen auch so freundlich sein werden, „das Grusen zu erlernen". Viele Hunderte von Polizisten sind aus Berlin und Breslau schon vor mehreren Tagen nach Posen geschafft worden, auf den Straßen, in den Wirtshäusern und Vergnügungslokalen der Provinzialhauptstadt wimmelt es von „Geheimen", von Spitzeln aller Art. Man kann schon jetzt nur mit einem unbehaglichen Gefühl an die Hochflut von Majestätsbeleidigungs- und anderen Prozessen denken, die diesen Kaisertagen von Posen folgen werden, wenn alle unbedachten und bösen Worte notiert und „verwertet" werden.

Ueber die Sicherheitsmaßregeln, die getroffen worden sind, erfährt die B. B. einige sehr interessante Einzelheiten. Im Provinzialmuseum, wo die Prunkmahle stattfinden, werden z. B. schon seit einigen Tagen die Säle Tag und Nacht durch Militär bewacht. Längs der Front nach der Neuen Straße — hier stehen u. a. auch die großen Silberbestände — sind im Innern feine Drahtnetze gespannt. „Wohl, damit die Scheiben von außen nicht herausgeschnitten werden können," so meint der Korrespondent des Berliner Blattes. Das ist offenbar ein Irrtum, denn gegen das Herausschneiden der Scheiben schützen doch die im Innern angebrachten Drahtnetze nicht; wohl aber sind diese geeignet, etwa gegen die Fenster des Festsaales geschleuderte Steine abzufangen.

Der Zutritt zum Provinzialmuseum ist außerordentlich erschwert

---

Das Blut.

Roman von J. J. David.

(11. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Ueber dem Lande lag ein heller und für die Zeit fast zu heißer Sonnentag. Hier innen aber brannten ungezählte Gasflammen. Nur von ferne und verhallend verbrandete der Tumult des Jahrmarktes; aber die lodernden Lampen erzeugten eine dumpfe Schwüle, verstärkt durch die Atemzüge der Erwartenden, den Dunst der Stallungen. Nichts davon spürte Gabrielen; wie verzückt starrte sie auf das Rund in der Mitte. Gebannt horchte sie dem einleitenden Geschwetter der Musik. Ein Elegant, der neben ihr saß, erhob sich höflich und bot ihr seinen Platz. Sie nickte fast zornig ab. Aber den Arm der Susanne umklammerte sie so fest, daß es der fast weh that. Regungslos, wie eine Statue, sah sie den Umzug der Gesellschaft mit an; in phantastisch gebauten, reich vergoldeten Wagen, von einem Bläserchor in roten Röcken angeführt, bewegten sich Männer in enganliegender Gewandung, beflitterte Damen, die sich lässig zurücklehnten, an ihr vorüber. Was sie die Reiterinnen um ihre Schönheit beneidete! Ein jeder Scherz der Spaßmacher, jeder ihrer Sprünge entlockte ihr ein leises, melodisches Lachen. Dann ein Tusch; ein Mädchen sprengte in die Sandbahn. Jubel begrüßte sie und folgte ihr. Die Susanne freute sich der Seligkeit ihres Lieblings; da, gerade machte eine gewaltige Herde Elefanten ganz merkwürdige Stückchen, gewahrte sie, wie sich Gabis Antlitz verfärbte. Sie faßte sie hart an; ohne der Grobheiten der Hinterleute zu achten, schleppte sie die halb Bewußtlose ins Freie. Dort stand diese geraume Zeit verloren und keines Wortes mächtig. Endlich schluchzte sie auf, und in einem: „Es war zu schön, oh! Ich dank' Dir tausendmal!" löste sich der Krampf ihres Innersten.

Ihr blieb unbesehen, was der Markt sonst noch an Ergötzlichkeiten bot. Es war noch früh am Tage, und die Susanne hätte sie gerne die Freuden des Tanzbodens, die Genüsse des Wirtshauses kennen gelehrt. Gabriele folgte ihr allenthalben nach; aber sie achtete auf nichts, regte keinen Fuß und schien über so viel Stumpfheit schier unwillig geworden wäre. Nur, da sie in der hallenden Flur einer Schänke saßen — im Innenraume hatten sich Bauern und Städter zusammengethan und trieben lärmende Politik — trank sie viel und hastig den schweren ungarischen Rotwein. Es war das erstemal in ihrem Leben; aber das starke Getränke vermochte nichts über sie. Eine gewaltige Erregung war ihrer Meister geworden. Stimmen aus ihrer Kindheit, mühsam unterdrückt und doch nicht bezwungen, Stimmen ihrer geheimsten Seele schrien wirr durcheinander und wollten nicht schweigen. Umsonst führte sie die Susanne zum Bänkelsänger; Gabriele hörte nicht zu, lachte nicht über die entsetzliche Moritat, die er situlierend absang, so gerne sie sonst lachte, dachte kaum daran, den üblichen „Kram", die Kleinigkeiten zu erstehen, die jeder heimbringen muß. Die Susanne mußte es für sie besorgen und that's. Innerlich empört über solche Teilnahmslosigkeit. Aber sie hatte doch wieder ein gewisses Mitleiden mit dem Mädchen; vielleicht war's krank? Denn allerdings hielt Gabriele die Augen weit offen; aber sie sah nicht, wer sie grüßte, erwiderte nichts, sprach man sie an. Vor ihren Blicken stand immer noch die bunte Scheinwelt, in die sie kaum geguckt und nach der sie wieder alles hinzog. Dazu zog mit dem Abend ein schweres Wetter näher, sie ahnte es, denn eine dumpfe Schlaffheit der Glieder, eine zuckende Ermattung der Sinne überkam sie dann immer vorher und lähmte sie mit süßem Schauder.

So gingen sie heim; die Straße war annoch öde; nur wenige Wagen verließen die Stadt, fast niemand von denen, die zu Fuße gekommen; denn für sie beginnt erst mit sinkender Nacht die beste Lustbarkeit. Sie nahmen den Richtsteig, an den Fabriken vorüber, dann dem Werkkanal entlang, über grüne Wiesen, durch fahle Stoppelfelder. Der Lärm der Stadt verbrauste hinter ihnen, aber die Susanne merkte bekümmert, wie ungleich ihre Begleiterin die Füße setzte, wie fieberhaft sie atmete. Manchmal mußte sie gar stehen bleiben und spähte dann heiß und jetzt ängstlich nach rückwärts. Die Magd verschwendete vergeblich ihre Beredsamkeit, ihre Künste; keine verfing. Nur einmal gedachte sie des Zirkus: da faltete Gabi die Hände unter der jungen Brust und stöhnte so tief und leidvoll, daß die Susanne erschrocken ablenkte.

Sie kamen nach Hause. Im Hofe stand die Tante und spähte nach den verödeten Bänken unter den Nußbäumen aus. Mit ihrem reichen, grauen, glatt gescheitelten Haar, das ein rotes, frisches und dennoch strenges Gesicht umschloß, der hohen Latzschürze, dem feierlichen Schlüsselbunde an der Hüfte sah sie ehrfurchtgebietend genug und dennoch wieder entsetzlich nüchtern aus. Sie trat ihnen einen bemessenen Schritt entgegen: „Hast Dich gut unterhalten?" Gabriele faßte nach ihrer Hand, wollte sie küssen: „Ach, Mutter!", und der süße Name sprang ihr zum erstenmal von freien Stücken und herzlich über die Lippen. Frau Salome wehrte ab: „Laß' das. Ich mag das nicht. Erzähle gelassen. Was war?" — „Ach Tant'!" — Da wurde die Frau zornig: „Erzählen sollst Du, verstehst? Hast wahrscheinlich alles Geld verthan, das man Dir mitgegeben hat?" Gabriele erbleichte; mit rascher und heftiger Bewegung griff sie in die Tasche und warf die Münzen, die ihr geblieben, der Tante vor die Füße. Die zuckte mit keiner Wimper, nur den Zeigefinger erhob sie bedeutsam: „Niederknien und aufheben." Das Mädchen zauderte, und die Susanne wollte sich beeilen für sie bücken. „Nicht Du. Ich befehl's kein andermal," und in alter Widerstandslosigkeit gehorchte Gabriele, die vor Scham vergehen zu müssen glaubte. Denn Rupert war dazugekommen und verfolgte höhnisch das Ganze mit Blicken. Salome aber ließ sich nicht stören: „Bist fertig? Zählt's. So — und wie viel Groschen hast schon in Deinem Leben verdient, daß Du so mit dem Gelde herumschmeißt? Jetzt geh', aber denken sollst Du mir an den Tag, so lang daß Du lebst." Es gab eben Augenblicke, in denen Salome Lohwag beinahe prophetische Gaben hatte.

Und gedacht hat die Gabriele Wagner erst in jenem Winter, dann ihr ganzes kurzes Leben durch viel an jenen Tag. Sie hatte Zeit genug dazu; denn der Herr Glaser kam nur noch einmal der Woche und bewunderte sie viel zu sehr und trug ihr das viel zu laut im Dorfe herum, als daß er ein Wort des Tadels gegen sie gewagt hätte. Kam etwas davon dem

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020902/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG